

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

40 (1.10.1858) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 40. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 1. Oktober 1858.

Das Kreuz an der Linde.

(Fortsetzung.)

III.

Mar war seit jenem Sonntage ganz tief sinnig geworden und zu Holder's großem Verdrusse sehr wortkarg. Dieser konnte sich den Grund der Zerstreuung seines jungen Freundes schon vorstellen und befürchtete, daß sie am Ende in eine Gemüthskrankheit ausarte: denn, sprach er bei sich selbst, wie Mancher ist schon wegen eines schönen Lärchens zum Narren geworden, oder ist hingegangen und hat Hand an sich selbst gelegt. Um also etwas derartiges zu verhüten, glaubte er seinem Freunde ins Ge- wissen reden zu müssen.

„Was hat es denn wieder gegeben,“ begann er, „daß du einher schleichst als suchtest du den Schatz auf dem Mönchsbeutel zu heben? — Schlage dir doch das Mädchen aus dem Sinn, denn ich glaube allen Ernstes, wenn es mit dir so fort geht, daß du noch den Verstand darob verlierst.“

„Das nicht,“ entgegnete Mar, „aber aufrichtig gesagt: das Mädchen kann ich nicht lassen und glaube auch, daß der Müller am Ende sein Wort dazu geben würde, wenn ich es zum Förster bringen könnte.“

„Aber zum Teufel, wie willst du das angreifen. Wenn heutzutage ein Förster stirbt oder entlassen wird, so kommt gewöhnlich ein Schreiber oder ein anderer junger Laffe an seine Stelle, der Nichts vom Geschäft zu verstehen braucht; wenn er nur recht Geld hat und brav zahlen kann. Und das Schlimmste an der Sache ist, daß diese neuen Herren Alles besser wissen wollen, denn ein alter Praktikus, der sein ganzes Leben im Walde zubrachte, obgleich sie die Bäume nicht zu unterscheiden vermögen und keinen Hasen im Lager treffen. Aber — sie haben Geld und dies gilt in unserer Zeit Alles, wo aber willst du geschwind einige Tausend hernehmen?“

„Du hast recht Alter,“ entgegnete Mar, „wenn du meinst, ich könne mir mit Geld nicht helfen, allein höre mich an, ich glaube einen andern Ausweg gefunden zu haben. Du weißt, daß mein Vater ein Beamter in der Residenz war, aber in Ungnade fiel und entlassen wurde; das wenige Vermögen das er hatte, verlor er vollends durch einen langen Prozeß; er starb in Armuth und meine Mutter und Schwester folgten ihm bald nach. Ich war vorher zu dem Förster in W. gekommen und stand nun allein, von Jedermann verlassen, bis mich unser Förster, der ein vieljähriger Freund meines Vaters war, zu sich nahm. Hier lernte ich Röschen kennen und liebte sie vom ersten Augenblicke an, was mir Niemand verargen wird, der das Mädchen gesehen hat. Um ihr zu willigen will ich einen Versuch wagen, ob ich es zum Förster bringe; der Waldenbucher soll bald zur Ruhe gesetzt werden. Nun habe ich zwar kein Geld, mir die Stelle damit zu kaufen, aber ich kenne einen Mann, der mir dazu auch ohne Geld verhelfen kann, es ist der Oberst Rieger, der Liebling des Herzogs. Ihm hat mein Vater einst einen großen Dienst erwiesen, vielleicht daß er es noch nicht vergessen hat und dem Sohne vergilt, was er dem Vater nicht mehr vergelten kann; man sagt wenigstens von ihm, daß er nicht undankbar sei. Er wird ohne Zweifel bei der nächsten Jagd mit dem Herzog heraufkommen, dann will ich ihm diese Bitte vortragen.“

„Da wünsch ich dir von Herzen Glück dazu,“ sagte Holder, „und glaube nur, wenn ich es machen könnte, sollte es gewiß nicht fehlen. Doch, es geht vielleicht so auch. Wenn es aber Nichts wird mit dem Förster und der Heirath, Freund, so verzweifle nur nicht.“

„Das will ich nicht thun,“ versicherte Mar und gab ihm die Hand darauf.

„Nun, nun,“ brummte der Alte wieder, „aber sei mir nicht mehr so schwermüthig, es geht Alles seinen Gang, ob man den Kopf hängen läßt oder nicht, und zum Beweis, daß du wieder der alte fröhliche Bursche werden willst, so gehe mit mir hinunter ins Thal, denn mich verlangt gewaltig nach des Sägmüllers Uhlberger.“

Mar mußte lächeln über die Sehnsucht seines Freundes und folgte ihm willig hinab zur Sägmühle.

IV.

Der Herzog war am bestimmten Tage mit einem großen Gefolge gekommen, um im Schönbuch einige Tage zu jagen.

Es war Alles darauf vorbereitet worden und die Jagd dauerte schon den ganzen Vormittag auf der Höhe des Bärenberges, von wo sie sich am Mittag ins Thal herabzog. Nicht weit oberhalb der Mühle war der letzte Stand der Jäger. Dort stand der Herzog und bei ihm Rieger. Mar hatte vorher Gelegenheit gehabt, diesem sein Anliegen vorzubringen. Der Oberst hatte ihn freundlich empfangen und war sogleich darauf eingegangen, ihm die Stelle zu verschaffen, indem er bedauerte, nicht gewußt zu haben, daß der Sohn eines solchen Vaters in so gebrühten Verhältnissen lebe. Durch Riegers Vorjorge durfte er auch während der ganzen Jagd in der Nähe des Herzogs bleiben und hatte das Glück, sich als einen der besten Schützen hervorzuthun, so daß ihn der Herzog, nachdem er einen außergewöhnlich großen Ober, den viele Jäger vorher verfehlt hatten, todt niedergestreckt, rufen ließ. Ehrerbietig trat er vor, und Herzog Karl fragte, zu Riegern gewandt:

„Ist dies der Mann, von dem er mir gesagt hat?“

„Ja, Ew. Durchlaucht,“ antwortete der Oberst.

„Nun,“ sprach der Herzog weiter, „er soll Förster werden, sobald der Waldenbucher das Zeitliche segnet, denn er ist wie zum Jäger geboren.“ Nach diesen Worten gab er das Zeichen zum Aufbruch und der erfreute Mar hatte kaum noch Zeit, seinen Dank zu stammeln.

Als Mar mit Holder am Abend wieder in die Mühle kam, war ihnen das Gerücht von diesem glücklichen Ereigniß schon vorausgegangen. Röschen, das gute Kind kam ihnen entgegen, stürzte sich in Mays Arms und vergoß Thränen der Freude an seiner Brust. Er küßte ihr die Thränen von den schönen Augen und versicherte sie, daß ihm dieses Glück Nichts gälte, wenn er nicht dadurch von ihrem Vater ihrer Hand gewürdigt werde, denn, setzte er hinzu, ich habe mich nur deinetwegen darum betworben und werde diese Gnade wieder zurückweisen, wenn du nicht mein wirst.“

Auch die Müllerin war erfreut über das unvermuthete Glück, das den Geliebten ihrer Tochter betroffen hatte, denn sie liebte ihr Kind zu sehr, daß sie nicht auch dessen Wahl gebilligt hätte. Holder, die ehrliche, alte Haut geberdete sich in der Freude sei-

nes Herzens wie ein Kind und trant von dem „Gewässerten“ als wäre es eitel Uhlberger.

Der Müller war von dem Tage an auch freundlicher gegen Max. Zwar dachte er noch nicht daran, ihm seine Tochter zu vermählen, denn er hatte längst in dieser Sache einen andern Plan geschmiedet, der ihm schon so lieb geworden war, daß er ihn nicht Knall und Fall aufgeben konnte.

Er wußte, daß der alte Mejer von Bernhausen längst ein Auge auf seine Tochter geworfen hatte, und dafür erachte, daß sie eine sehr anständige Partie für seinen Sohn sei, besonders da ein wohlhabendes Mädchen derzeit in der Gegend zu den seltenen Erscheinungen gehöre. Und der Hauptpunkt für den Müller war: der Mejer stand noch ziemlich höher im Vermögen, denn er selbst. Auch glaubte er, seine Tochter werde sich mit der Zeit schon noch mit einem so rohen Bräutigam versöhnen, als des Mejers Philipp war. Er arbeitete in der Stille immer an der Verwirklichung seines Lieblingsplanes, wußte aber Maxen durch geflüsterliche Freundlichkeit so zu täuschen, daß dieser währte, bald am Ziele seiner Wünsche zu seyn, während es ihm doch immer weiter entrückt wurde. Den Müller leitete bei seiner Verstellung gegen den Geliebten seiner Tochter mehr Furchtsamkeit denn angeborne Falschheit; er fürchtete, der junge Mann möchte sich an ihm rächen, denn ein Förster, ja selbst ein gewöhnlicher Waldschütze hatte zu damaliger Zeit Gelegenheit genug dazu.

V.

Max war anfangs über das freundliche Wesen seines künftigen Schwiegervaters sehr vergnügt und glaubte sich zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Um so mehr fiel es ihm auf, daß die Berichte, die ihm Röschen von Zeit zu Zeit abstattete, immer nur dahin lauteten, daß die Mutter noch Nichts zu ihren Gunsten habe ausrichten können und ihr Vater noch nicht umgestimmt sei. So stiegen nach und nach in des jungen Mannes Seele Zweifel an der aufrichtigen Gesinnung des Müllers auf.

Der reiche Mejer sprach in dieser Zeit ziemlich oft in der Mühle ein und die alten und jungen Klatschschwestern in Plattenhardt betrachteten die Heirath des jungen Mejers mit des Müllers Röschen als eine ausgemachte Sache und bedauerten nur den Jäger Max, daß er, ein so schöner Junge, sich von einem solch nasenweisen Ding, so zum Narren halten lasse. Solche Geschwätze kamen natürlich auch Maxen zu Ohren und waren nicht geeignet, ihn aufzurichten, sondern verschlechten vollends allen Frohsinn und versetzten ihn in eine gereizte Gemüthsstimmung. Er kam nur selten mehr in die Mühle, sondern lief lieber einsam in den Wäldern umher und selbst Freund Holder war nicht im Stande, ihn diesmal zu befehlen. Folgender Vorfall bestätigte vollends seine Ahnungen:

Es war mittlerweile Frühling geworden und an einem schönen Abende stand Max, schon auf dem Heimwege begriffen, auf der Höhe des Fahrwegs, der nach Plattenhardt führte, und schaute sinnend hinunter nach der Mühle, die er schon seit einem Monde nicht mehr betreten hatte. Traurig lehnte er sich auf seine Büchse und eine Thräne glänzte in seinen Augen. Er mochte eine gute Weile so gestanden haben, als er sich plötzlich aufrichtete und starr auf das Haus seines Liebchens hinab sah. Soben traten zwei Männer aus der Thüre und hinter diesen die Müllerin, und richtig, da kam auch Röschen, kenntlich an ihrer schlanken Gestalt und ihrer weißen Schürze. Sie verschwand sogleich wieder. Die Müllerin, das sah man von Ferne, reichte dem Einen noch die Hand zum Abschiede und folgte dann ihrer Tochter in die vier Pfähle ihres Hauses.

Der Jäger war während der ganzen Scene dagestanden, so regungslos wie ein Götzenbild, allein seinem Fallenaue war Nichts entgangen und die hohe Röthe seiner Wangen zeigte deutlich, daß ihm nicht gleichgültig war, was er gesehen hatte. Doch

die Beiden kamen den Berg herauf, er warf deshalb seine Büchse auf die Schulter, pfliff seinem Hunde und stieg vorsätzlich langsam den Berg hinan.

„Ich muß doch sehen,“ brummte er vor sich hin, indem er eine deutliche Bewegung nach seinem Gewehr machte, „ich muß doch sehen, wer den Jäger Max bei seinem Liebchen ausgestochen hat.“

Die Zwei hatten ihn bald eingeholt und zu nicht geringem Verdrusse erkannte Max in dem Einen den jungen Mejer, der ihm höhniisch ins Gesicht lachte. Dieser und sein Begleiter waren im höchsten Puzze, so daß Max wohl dachte, es müsse etwas Besonderes vorgefallen seyn. Kaum waren sie etwa fünfzig Schritte voraus, so begannen sie zu singen:

Mädle, wenn d' heirathen wit,
Nimm nur den Jäger nit,
Denn sein' Büch! und sein Guet
Ist all' sein Guet.

Max hatte anfangs unwillkürlich nach seinem Gewehr gegriffen, aber er bezwang sich wieder, diese Menschen waren ihm zu verächtlich, um sich an ihnen zu rächen. Er blieb zurück, denn ihr Anblick war ihm in der Seele zuwider.

„Also das war deine Treue, Röschen,“ sprach er zu sich selbst und versank wieder in seine wehmüthigen Phantasien.

Müde und matt suchte er Nachts sein Lager, ihn hungerte und dürstete nicht, obgleich er den ganzen Tag im Walde gewesen war. Am andern Morgen erfuhr er noch Schlimmeres von seinem Freunde Holder. Dieser war die Nacht vorher lange im Hirsch gefessen, wo des Mejers Philipp mit seinem Gesellen auch auf dem Heimweg eingelehrt war. Dieselben hatten ziemlich Wein getrunken und dann im Rausche geoffenbart, daß sie in der untern Mühle gewesen seien und um Röschen geworben hätten. Der Müller habe ihnen zugesagt. Ja, Mejer, ließ sich sogar herbei, dem Hirschwichte schon die Hochzeit anzuländigen und sie mit seinem Freunde und einigen anwesenden müßigen Gesellen nach alter Sitte anzutrinken, denn er glaubte es seinem berühmten Namen schuldig zu seyn, auch viel Geld drauf gehen zu lassen.

„Doch,“ fügte Holder tröstend zu dieser Hiobspost hinzu, „man darf dem Mejer kein Wort glauben; er ist ein elender, erlogener Schuft.“

Aber Max nahm keinen Anstand, die ganze Geschichte so zu glauben, wie er sie gehört, hatte er es ja zum Theil mit eigenen Augen gesehen. Doch entschloß er, sein Unglück als ein Mann zu tragen. Er konnte es sogar übers Herz bringen, mit seinem Freunde darüber zu scherzen, obgleich es ihn unendlich Mühe kostete.

Als wäre Nichts geschehen, schritt er ein paar Tage darauf wie gewöhnlich dem Schönbuch zu. Im Walde, wo ihm lezthin die beiden Werber gesungen hatten, begegnete ihm heute der Müller im Sonntagswamme. „Haha!“ dachte Max, „jetzt geht er hinaus auf die Filder, um nach seinem neuen Schwiegersohne zu sehen.“ Doch grüßte er höflich. Der Müller mußte wirklich Gewissensbisse fühlen, denn er schaute dem jungen Manne ganz schein ins Gesicht und eilte weiter.

Auch dies entging dem Jäger nicht und traurig stieg er hinab ins heimlich stille Thal, wo er seitdem so gerne verweilt hatte.

Drunten, als er das wohlbekannte Haus, das seines Lebens Glück umschloß, kaum einige hundert Schritte vor sich sah, kam ihm, er wußte nicht wie, der Gedanke: „Du möchtest sie nur noch Einmal sehen, bevor du sie auf immer meiden mußt.“ Eine Weile blieb er stehen und stritt in seinem Innern, aber das Bild des jungen Mejers stellte sich vor seine Seele und unwillig wandte er sich um, dem Schönbuch zu. (Schluß folgt.)

**Auf den 77. Geburtstag Sr. Majestät des Königs
Wilhelm I., 27. Sept. 1858.**

Juble, Laute! mir auf, die nur für heiliges
Recht, für Tugend und Wissen tönt!
Singe freudigen Dank Dem, der die Liebe heißt,
Gott, dem Geber des Guten!

Mit dem Blicke der Guld sah er auf uns herab,
Als er Wilhelm uns zum Herrscher gab.
Preis Ihm, Jubel und Dank, der uns die Könige
Gibt, zum Glück und zum Segen!

Segen gründet der Fürst, welcher, wie Wilhelm,
Gott, die Tugend und Weisheit liebt,
Welcher Seines Volkes Wohl im Auge führt,
Welcher König und Christ heißt.

Freies, biederes Volk, glückliches Vaterland!
Also rufen wir freudig aus,
Heil dem Tage, der ihn uns gegeben,
Rufen mit uns Württembergs Gauen!

Segen gründet der Fürst, welcher Gerechtigkeit,
Liebe und „furchtlos die Treue“ kennt,
Der so männlich, wie Er, Milde und Kraft vereint,
Lebt und wirkt für Seines Volkes Wohl!

Ueberglückliche Schaar, die ihn umgeben hält,
Volk und Fürsten beneiden dich!
Liebe lächelt sein Blick, seine Gefährtinnen
Heißen „Milde und Großmuth.“

Darum liebt ihn das Volk, liebt ihn der weise Mann,
Lieben wir Ihn unser Leben lang!
Preis dir sing' ich und Dank, welcher die Liebe heißt,
Gott, dem Geber des Guten!

Nach Jahrhunderten noch wird Ihm ein bieder' Volk
Blumentränze und Thränen weihn,
Wird dir danken, o Gott, der uns den König
Gab zum Glück und zum Segen!

Töne hin, du heiliger Gruß, töne hin —
Für des erhabenen Fürsten Heil!
Noch Viele der Jahre beglücke Ihn,
Ihn, Wilhelm den Ersten — seines Volkes Hort!

Gott schütze Ihn und Seinen Thron,
Und friste lang' noch sein Leben,
Gottes reicher Segen ist Sein Lohn,
Des Landes Heil Sein stetes Streben!

Gott gebe, daß einst an Seiner Gruft
Mit dankerfülltem Muth,
„Vergelte Gott“, der Bürger ruft,
Dem „Edeln“ alles Gute!

Pfarrer Rittelmann.

**Compaß und Senkblei zur glücklichen Reise durch das
klippenvolle Meer dieses Lebens.**

(Fortsetzung.)

163tes Kapitel.

Von der Vorsicht im Reden.

Nie möge es Dir Freude machen, böse Handlungen zu hören,
oder Dinge zu sehen, die üble Begriffe von der Menschheit machen
können. Freue Dich vielmehr, wo Du gute Meinungen von den Men-
schen, sofern die Wahrheit nicht darunter leidet, und Glauben an Tu-
gend und Menschenwürde verbreiten kannst.

Auch die Worte sind Thaten! Unsere Rede ist der Balsam,
welchen wir lindernd auf den Schmerz eines leidenden Herzens gie-
ßen; sie ist das Gift, womit wir die stille Glückseligkeit ganzer Fa-
milien tödten.

Durch das Wort erheben wir den Gebeugten, stützen wir den
Hochmüthigen.

Die Zunge ist es, welche Feindschaften stiftet und neue Freunde
erwirbt oder die alten an uns festhält.

Sei vorsichtig in Deiner Rede! Laß Dich in Deinen Urtheilen,
Meinungen und Wünschen von keiner aufwallenden Leidenschaft, von
keiner ausbrausenden Festigkeit weder der Lust noch Unlust berauschen
und betäuben.

Und damit Du vorsichtig und besonnen seist — wisse Dich selbst
zu beherrschen!

Aufmerksamkeit auf Dich selbst und Deine Handlungen wird Dich
zum Ziele führen; durch Uebung wird Deiner Seele die Tugend zur
Gewohnheit.

Wisse, aus seinen Worten erkennt man den Menschen. Sie sind
die Hülle, in welcher sich Dir sein Geist offenbart.

Nach seiner Rede beurtheilst Du ihn; durch seine Aeußerungen
gewinnt er Dich.

Rohheit und Grobheit in Ausdrücken bekunden ein rohrs Gemüth,
eine verwahrlosete Denkart, einen Mangel anständiger Erziehung,
Abwesenheit edler Grundsätze und zarten Gefühls.

Bist Du also in Deiner Rede lieblos: wie kannst Du geliebt zu
werden erwarten?

Bist Du in Deinen Gesprächen unanständig: wie kannst Du An-
spruch auf die Achtung der Bessern machen?

Bist Du in Deinem Urtheil gehässig, schneidend, unbescheiden,
voll Eigendünkel: wie kannst Du glauben, daß man sich von Herzen
an Dich schließe?
(Fortsetzung folgt.)

Eine Phantasie-Reise durch den Weltall.

(Fortsetzung.)

4. Auf dem Monde.

Willkommen auf dem Monde! —

Wir setzen kaum den Fuß auf den Mond, so greifen wir auch
schon wie gutgefinnte legitimirte Erdbewohner eines deutschen Va-
terlandes nach unsern Pastarten; aber Niemand empfängt uns. Wir
blicken um uns; wir sind in einer gebirgigen Ginde. Wir rufen:
Holla! Heda! aber zu unserem Schrecken hören wir unser eignes
Wort nicht. Wir sind taub, total taub und wir merken auch schon,
woher dies kommt; es ist keine Luft da, welche den Schall des Wor-
tes fortpflanzt. Der Mond ist nicht von einer Luftpülle umgeben
wie die Erde, oder wie andere Planeten, die wir noch besuchen wer-
den; und somit fehlt auf dem Monde dasjenige, was von jedem
Schall, jedem Ton, jedem Laut in Schwingungen versetzt wird und
an das Trommelfell des Ohres schlägt, um es hören zu machen.

Wären wir nicht Phantasie-Reisende, so würden wir hier gar
nicht leben können; ja wir würden bereits bei der Abfahrt von der
Erde und nur zwei Meilen von ihrer Oberfläche entfernt in der dort
dünner werdenden Luft die Beschwerden gefühlt, wie gewöhnliche Luft-
schiffer empfunden haben. Da wir aber die Phantasie nicht allzu-
weit treiben dürfen, so ist es genug, wenn wir das Leben hier oben
auf dem Monde erhalten, und es wäre zuviel, wenn wir uns noch
gar Luft vorphantasirten, um eine Unterhaltung führen zu können.

Ist aber keine Luft auf dem Monde — und die Astronomen da
unten auf der Erde wissen das ebenso gut wie wir — so folgt dar-
aus, daß auch kein Wasser hier seyn kann; denn im luftleeren Raum
verdunstet Wasser. — Ist aber auch kein Wasser vorhanden, so nimmt
es uns nicht Wunder, daß wir hier sonst gar keine Flüssigkeit entde-
cken können und hier auf dem Monde derart auf's Trockene gerathen
sind, wie man sich dies auf Erden unten gar nicht vorstellen kann.

Unter solchen Umständen sind wir leider genöthigt, auf Vieles
zu verzichten, was uns unsere Phantasie auf Erden vom Leben im
Monde vorgespiegelt hat.

Soweit unser Auge reicht, sehen wir um uns Gebirge und Thä-
ler, wie sie die Mondkarte von Beer und Mädler bereits abgemalt
enthält. Wir sehen an der Oberfläche derselben noch gar viele Dinge,
aber wir wissen nicht, was sie seyn sollen. Vielleicht sind es Pflan-
zen, aber Pflanzen in unserem Sinne und nach unseren Begriffen
können hier nicht seyn. Die Pflanze lebt von Luft und Wasser und
andern lustartigen und wasserförmigen Speisen; hier aber ist nicht
derart vorhanden. Hier ist kein Sauerstoff, kein Wasserstoff, kein
Stickstoff und am allerwenigsten Kohlenstoff, der selbst auf Erden
wahrscheinlich nur als Pflanzenrest existirt, selbst wenn er auch als
Diamant oder Graphit gefunden wird.

Ist aber keine Pflanze in unserem Sinne und nach unseren Be-
griffen hier zu finden, wovon sollen Thiere, oder gar Menschen hier
leben?

Sollten aber nicht doch vernunftbegabte Wesen hier zu finden
seyn? —

Wohl ist dies möglich; allein es ist platterdings unmöglich, sie
als solche zu erkennen, selbst wenn wir sie hier vor uns hätten.

Sprechen können wir mit ihnen nicht, denn ohne Luft giebt es keinen Laut und da sie unter solchen Umständen auch wahrscheinlich keine Ohren haben, so würde es uns auch nichts helfen, wenn wir uns ein paar Ballons mit Luft mitgenommen hätten, wie es die Taucher thun, welche in die Tiefe des Meeres hinabsteigen.

Niechen können die Mondmenschen auch nicht, denn ohne Luftarten giebt es keinen Geruch; was nicht gasförmig wird, riecht nicht. Da es aber ohne Gase keine Flüssigkeiten giebt, so ist es ausgemacht, daß die Mondmenschen auch nicht schmecken können in unserm Sinne; denn geschmeckt kann nur dasjenige von den Speisen werden, was sich zwischen Zunge und Gaumen in eine Flüssigkeit verwandelt oder sich in der Mondflüssigkeit auflöst. Wo es keine Flüssigkeit giebt, da giebt es auch keinen Geschmacksinn.

Haben aber die Mondmenschen keinen Geschmacksinn, so haben sie auch sicherlich keine Zunge, und haben sie keine Luft zum Athmen, so haben sie natürlich auch keine Lunge und deshalb auch höchstwahrscheinlich keinen Mund. — Giebt's hier keine Flüssigkeit, so giebt's auch kein Blut. Haben die Mondmenschen kein Blut, so haben sie auch sicherlich ein Herz im Leibe und mit einem Menschen, der kein Herz im Leibe hat, da hört Alles auf.

Also kein Ohr, keine Nase, kein Mund, keine Lunge, keine Brust, kein Blut, kein Herz, — da erkenne einmal Jemand ein Ding, ob es ein Mensch ist!

Aber Licht herrscht hier. Es giebt hier Sonnenlicht, Erblücht und Sternlicht und deshalb suchen wir umher, ob wir nicht ein Wesen entdecken, das wie es auch geschaffen seyn mag, ein Auge oder ein Organ besitzt, das als Auge dienen kann? Und doch ist unsere Mühe vergeblich. Wissen wir es ja von der Erde her, daß das Auge thierischer und menschlicher Wesen auch nur vermittelt der in demselben existirenden Flüssigkeiten für Licht empfänglich ist und die Erfahrung hat uns ja auf Erden schon gelehrt, daß die Einwirkung des Lichtes auf Pflanzen und vollkommen leblose Dinge vorhanden ist, obgleich sie kein Auge haben. Demnach kann das Daseyn von Licht noch keineswegs darauf schließen lassen, daß hier auf dem Monde Wesen mit Augen seien.

Hat aber ein Mondmensch ohne Mund, Nase und Ohren auch kein Auge, so sehen wir nicht ein, wozu er einen Kopf braucht und da er auch kein Herz, keine Brust, kein Blut und keinen Leib hat, so könnten wir höchstens das Vergnügen haben, ein paar Hände und Füße als neue Menschen zu begrüßen und da wir Phantasie-Reisenden fürchten müssen, daß beim Anblick eines solchen Wesens uns die Phantasie stockt und so die Reisegelegenheit in die Brüche geht, die uns noch weiter in den Weltraum und endlich wieder in die liebe Heimath führen soll, so wollen wir die Mondmenschen Mondmenschen seyn lassen und uns die Zeit auf dem Monde selbst zu vertreiben suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüchewörter.

- + Ein Dieb stiehlt sich selten reich.
- + Ein Doctor und ein Bauer wissen mehr denn ein Doctor alleine.
- + So eben wie der Weg über den St. Gotthart.
- + Ehr und Eid
- + Gilt mehr als Land und Leut.

Goldkörner.

* Willst du des Lebens Glück und einen etlen Tod
So sei ein Menschenfreund, sei Christ, sei Patriot.

* Habe immer ein gutes Gewissen! Bei keinem deiner Schritte müsse dir dein Herz über Absicht und Mittel Vorwürfe machen dürfen! Gehe nie schiefe Wege, und bause dann sicher auf gute Folgen, auf Gottes Beistand und auf Menschenhilfe in der Noth. Und verfolge dich auch noch eine Zeit lang ein widriges Geschick, so wird doch die selige Ueberzeugung von der Unschuld deines Herzens, von der Redlichkeit deiner Absichten, dir ungewöhnliche Kraft und Heiterkeit geben; dein kummervolles Antlitz wird weit mehr Interesse erwecken, als die Fraze des lächelnden, grinsenden, glückseligkeimenden Böfewichts.

* Um der Schönheit willen heirathen, ist eben so viel, als um der Rosen willen ein Landgut kaufen. Ja, das Letztere wäre noch vernünftiger, denn die Rosenzeit kommt doch jährlich wieder.

Caritätenkästlein.

†† Zwei Knaben rühmten sich gegenseitig die Schönheiten und Vorzüge der Häuser ihrer Väter, und der Eine sagte: „Unser Haus ist doch schöner; es hat einen Ballon und ein italienisches Belvedere und eine Kuppel über dem Treppenhause und mein Papa will noch etwas Weiteres darauf machen lassen!“ — „Nun? und was denn?“ fragte der Andere. — „Ich habe heute früh gehört, wie Papa zur

Mama sagte, er wolle noch eine Hypothek von 3000 Thalern auf unser Haus machen lassen!“

†† „Herr N. ist doch gestorben.“ sagte man zu dem Doctor Delon, der durch den Magnetismus alle Krankheiten heilen wollte, „und doch versicherten Sie, daß Sie ihn ganz gewiß heilen würden.“ — „Was Sie da in den Tag hineinschwagen!“ versetzte der Doctor. „Haben Sie denn den Herrn N. während seiner Krankheit beobachtet? — Ich sag' Ihnen, er ist geheilt gestorben.“

†† Ein Bonmot eines Fürsten rief in M. allenthalben Heiterkeit über seine Trefflichkeit hervor. Vor einiger Zeit promenierte dieser viel und herzlich geliebte Fürst in den Straßen der Hauptstadt. Wie nun seinem Auge nichts entgeht, bemerkte er einen Neubau, der durch seine Eleganz seine Aufmerksamkeit auf sich zog, so daß er in denselben eintrat, um ihn näher zu besichtigen. Der Herr des Hauses, geschmeichelt durch die Anwesenheit des Fürsten, beeilte sich, sich demselben vorzustellen, der in ihm sogleich seinen ehemaligen Conditor erkannte. „Ah, das Haus gehört Ihnen?“ — „Zu dienen.“ — „Ein schönes Haus das, ein schönes Haus! aber es hat einen Fehler, einen bedeutenden Fehler!“ — „Und der wäre?“ fragte der Herr, indem er einen forschenden Blick über das Gebäude gleiten ließ. — „Es kann das Wasser nicht vertragen, mein Lieber, denn es ist aus meinem Juder gemacht.“

†† Das schon ziemlich bejahrte Weib eines reichen Bauern im Canton Graubünden kam neulich zu spät an einer Eisenbahnstation an und äußerte sich dann in ihrem Unmuth: „Wahrhaftig, man kann aus dem gegenwärtigen Wirthschaften nimmer klug werden. Ich mochte winten und schreien, wie ich wollte, es half nichts; das garstige Thier hielt keine Minute an. Mein Mann ist jedoch Grob- rath und Gemeindevorstand, der muß dem Unfug abhelfen, denn so kann es nicht fortgehen.“ Mit diesen Gedanken schlug das alte Mütterchen zu Fuß den Weg nach Ragaz ein.

Stechpalmen.

← Weltgetreibe.

Wohin man schaut — Entzweiung
Mit breiterer Parteilung,
Und immer statt Vereinnung
Nur andre Art Verneinung.

← Verwandlung.

Wo einst des Paradieses Schätze
Gebreitet sich in Einsamkeit,
Da findet ihr in unserer Zeit
Die Börse- und die Wallerschätze.

Räthsel.

Kennt Du die Königin von jenem Reich,
Des Reichs Gefangene und Herrscherin zugleich?
Sie wohnt im Dunkel einer schönen Stadt,
Die sie doch nur im Bild gesehen hat.
Fünf immer offene Thore lassen ein
Viel Fremde, die sie oft mit Untergang bedräu'n.
Die Einfuhr zu versperren hat sie wenig Macht;
Wohl ihr, wenn sie nur gegen Contrebande wacht.
Das Reich bedroh't ein alter mächt'ger Feind;
Er siegt zuletzt, wenn sie's am mind'sten meint;
Er treibt sie aus, wenn das Verhängniß spricht —
Die Arme flieht — wohin — das weiß man nicht.
Genug, sie ist für ein Land nicht geboren; —
Wohin sie flieht, sie bleibt unverloren.

Entflieh, Du Himmlische, zum Vaterland entflieh!
Und laß Dein Reich der grausen Anarchie!
Sie siegt, sie herrschet; kaum bist Du entflohn,
Zusammenstürzt Dein wunderbarer Thron;
Es hemmt sich Deiner Ströme stolzer Lauf,
Und Kräfte reiben sich an Kräfte auf.
O, welch ein Schauspiel bietet Dir die Wohnung dar,
Die oft Dich drückte, oft besengte zwar
Und doch so innig — innig lieb Dir war!
Hinauf denn, Sehrende, entflieh, entflieh!
Und laß Dein Reich der wilden Anarchie,
Hier unten findest Du doch Deine Ruhe nie.



Von den Jahrgängen 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856 und 1857 des Unterhaltungs-Blattes, erlassen wir den broschirten Jahrgang zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnützigen Blättern zu 12 kr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge wollen direct bei der Redaction gemacht werden, worauf solche gegen Postnachnahme verendet werden.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandes & Co.